

ter den Frauen, die eingemummelt in ihren Schal und in klappernden Pantinen zur Arbeit am Fischhafen gingen, war eine, die scharfe Ohren hatte und außer dem Kreischen der Möwen noch etwas anderes hörte: das verzweifelte Schreien eines Babys.

Eine Stunde später war der Inhalt des Bündels auf der Polizeihauptwache von Newcastle upon Tyne als männlich befunden und als das 14. Findelkind in dieser Stadt in jenem Monat registriert worden.

Am Abend lag das Kind gefüttert, gebadet und in ein von den Damen des Christlichen Frauenvereins besticktes Baumwollhemdchen gekleidet in den Armen der Vorsteherin des Byker-Waisenhauses und bereitete dieser vortrefflichen Frau ein gewisses Kopfzerbrechen.

Dieses Baby, das mit so viel Energie brüllte, daß sein kleiner Kahlkopf abwechselnd rot und aprikosenfarben anlief, und das sie mit den lasziven Augen einer tunesischen Bauchtänzerin anblinzelte, schien aus einem robusteren Stoff gemacht als jedes andere, das durch ihre Hände gegangen war. Bestimmt hatte sie noch kein Kind gesehen, das so gierig an seinen Händchen saugte oder so kräftig strampelte. Als sie es dann in das zwölfte Bettchen von links legte, war ihr klar, daß die Frage nach dem Überleben des Säuglings, die sie sich so oft bei Findelkindern stellen mußte, hier unangebracht war. Wenn sich bei diesem neuesten Zugang eine Frage stellte, dann eher die, ob sie *ihn* überleben würden.

Bei der Suche nach einem Namen für das Baby in Bett Nr. 12 legte die Vorsteherin, einem Instinkt folgend, die Namensliste beiseite, die ihr das Vorstandskomitee als Richtlinie in die Hand gegeben hatte. Dieses kompakte und explosive Individuum, dessen zorniges Gesicht so gar nicht zu dem festonierten Kragen seines Nachthemdchens passen wollte, war kein Albert oder Edward und auch kein Algernon. Attila, der Hunnenkönig, wäre der richtige Namensvetter gewesen, aber das

hätten die Herren, die ihr Gehalt bezahlten, wahrscheinlich nicht genehmigt. Sie nannte den Jungen Guy, und als Nachnamen wählte sie den einer Inselgruppe vor der Küste von Northumberland, der Farne-Inseln, zu denen sie ihr Vater, der von Beruf Fischer war, als Kind einmal mitgenommen hatte.

Es folgte eine relativ ruhige Zeit, in der Guy Farne Muskeln entwickelte, seine Gliedmaßen koordinierte und ein paar Haare und Zähne bekam. Dann begann er ungefähr drei Monate früher als erwartet zu krabbeln; bald darauf konnte er laufen, und nun hatte das Leben richtig begonnen.

Spekulationen über die Herkunft ihres Babys gestatteten sich die Vorsteherin und ihre schwer arbeitenden Helferinnen nur selten. Über keines ihrer Findelkinder waren jemals Nachforschungen angestellt worden, und noch nie wurde eines zurückverlangt. Das Waisenhaus konnte sie zu reinlichen, gottesfürchtigen und für die Arbeit als Hausangestellte oder Hilfsarbeiter geeignete Menschen großziehen, aber mehr war nicht drin. Bei Guy Farne jedoch lag der Fall anders. Als er sich vom Kinderverkloppler zum Brandstifter entwickelte und sich gelegentlich auch der Körperverletzung und des unerlaubten Waffenbesitzes schuldig machte, versuchten seine Erzieher zu beweisen, daß dieses besondere Findelkind unmöglich englischer Herkunft sein konnte.

»Also, ich finde, er sieht nicht englisch aus«, meinte die stellvertretende Vorsteherin. »Außerdem hat man ihn in den Docks gefunden. Ich meine, da kommen die Schiffe von überall her.«

»Mit den hohen Wangenknochen und so wie seine Augen geschnitten sind, könnte er alles mögliche sein.«

»Wo's Schiffe gibt, gibt's allerlei«, sagte die Köchin und nickte wissend. »Sogar Litauer.«

Die Tendenz, den Litauern die Schuld zu geben, verstärkte sich bei den Mitarbeitern des Bykerschen Waisenhauses, als Guy Farne drei, vier, fünf Jahre alt wurde.

»Trotzdem kann man nicht sagen, daß er böse ist«, sagte die Vorsteherin, während sie ein dickes Mädchen verband, dem Guy in die Wade gebissen hatte. »Ich meine, Maisie hat Dory gepiesackt.«

Das stimmte, aber für die Mitarbeiterinnen im Waisenhaus war es ein schwacher Trost. Es stimmte auch, daß Billie mit einer Gehirnerschütterung ins Haus gebracht wurde, weil er einem Hündchen, das der Schwester der Vorsteherin gehörte, eine Blechdose an den Schwanz gebunden und Guy ihn dafür gegen eine Backsteinmauer gestoßen hatte; und daß Guy einem dicken Waisenhausdirektor eine goldene Uhr aus der Westentasche geklaut hatte, um sie dem alten Heizer zum Geburtstag zu schenken. Das alles traf zu – aber als Guy sechs Jahre alt war, reichte es der Vorsteherin trotzdem, und sie sah sich nach einem geeigneten Opfer um.

Ihre Wahl fiel – wie das eben in einer schönen Märchengeschichte so zugeht – auf eine arme Witwe namens Martha Hodge.

Mrs. Hodge hatte sehr früh ihren Mann verloren, der bei der Arbeit auf der Werft verunglückt war. Seitdem hatte sie zwei kleine Mädchen in Pflege genommen und sehr erfolgreich großgezogen. Für das eine, das einen Gehörschaden hatte, fand sie später bei einer freundlichen Dame eine Stellung als Hausmädchen, für das andere eine gute Stellung als Magd auf dem Land. Also schrieb die Vorsteherin in ihrer gestochenen scharfen Handschrift an Mrs. Hodge, ob sie nicht Lust hätte, ein weiteres Kind aufzunehmen, und sie vergaß nicht anzumerken, daß die Gemeinde den Pflegesatz von wöchentlichen drei Shilling Sixpence auf großzügige fünf Shilling angehoben hatte, damit sich die Pflege weiterhin auch finanziell lohnte.

Mrs. Hodge hatte dies bisher nicht feststellen können, aber sie begab sich trotzdem in Hut und Mantel zum Waisenhaus und erklärte der Vorsteherin mit allem Respekt, sie sei bereit,

wieder ein Pflegekind zu übernehmen, aber es müsse ein Mädchen sein.

»Denn ohne 'n Mann, Frau Vorsteherin, werd ich mit 'nem Jungchen wohl nich' klarkomm'.«

Die Vorsteherin unterdrückte einen Seufzer und sagte, das könne sie durchaus verstehen. »Aber wo Sie nun schon hier sind ... Wollen Sie sich den Jungen nicht einfach mal ansehen?«

Guy wurde hereingeführt und sah Mrs. Hodge ohne jede Hoffnung oder Erwartung an. Er war sechseinhalb Jahre alt und klein für sein Alter. Mit finsterem Gesicht, aber auch mit der für ihn so typischen Festigkeit stand er da und wartete. Er hob das Kinn, fest mit der Mitteilung rechnend, daß er nicht annehmbar sei. Seine unheimlich sauber geschrubbten Knie glänzten und waren vernarbt und wund. Sein von Natur aus krauses Haar klebte, mit viel Vaseline und Wasser gebändigt, an seiner Kopfhaut.

Mrs. Hodge sah ihn an und fühlte sich schwach und müde und sterblicher als sonst. Von diesem merkwürdig aussehenden Jungen ging eine Kraft aus, die beinahe sichtbar war – wie die Strahlen von einem Leuchtturm, dachte sie. Aber es war unmöglich. Sie würde niemals mit ihm fertig werden.

Der Junge stand da und wartete. Seine Augen, die merkwürdig schräg über den hohen Jochbögen saßen, hatten eine seltsame, tiefgrüne Farbe, für die Mrs. Hodge Vergleiche außerhalb ihres Lebensbereichs suchte: grün wie Malachit, undurchsichtig und wolkig wie das Wasser des Nils.

Es war sehr still im Zimmer der Vorsteherin. Als plötzlich die Socke am linken Bein des Jungen hinunterrutschte, weil das Strumpfband gerissen war, wurde die innere Anspannung des Kindes deutlich, und Mrs. Hodge sagte unwillkürlich:

»In Ordnung. Wir versuchen es einfach mal.«

Sie hatte sich an die Vorsteherin gewandt. Als sie sich gleich danach dem Jungen zuwandte, verschlug es ihr fast den Atem.

Er hatte sich nicht von der Stelle bewegt, und er lächelte auch jetzt nicht; aber er war völlig verändert. Kein mürrischer Mund mehr, keine geballten Fäuste – alles an ihm schien sich wie aus einer harten Knospe entfaltet zu haben, schien Freude auszudrücken und eine gänzlich unvermutete Anmut. Am rührendsten war, daß sich in den seltsamen grünen Augen ein Schimmer von reinstem Himmelblau zeigte.

In diesem Augenblick ahnte sie, daß sie keine Chance hatte.

Der erste Monat, den Guy in Marthas Reihenhaus in der schmalen, kopfsteingepflasterten Straße neben der Werft verbrachte, verlief unnatürlich ruhig. Jedes Waisenkind wußte, daß es für Pflegeeltern oder für die Adoption einen Monat Probezeit gab. Die Bilder von verschüchterten und entmutigten Kindern, die mit ihrem Bündel ins Waisenhaus zurückkehrten, hatten sich Guy bereits eingeprägt, als er vier Jahre alt war. Am letzten Tag im Februar packte er, auf das Schlimmste gefaßt, seine Siebensachen und kam zu Martha in die Küche. »Ich bin fertig«, sagte er.

»Fertig womit?«

»Ich kann jetzt zurückgehen.«

»Zurückgehen?« sagte Martha. »Ja warum denn, du Dummenchen? Willst du nicht hierbleiben?«

Guy wollte bleiben. Als er dies klargemacht hatte, wobei seine Augenfarbe wieder einmal von Grün nach Blau wechselte, lag Martha rücklings auf dem Roßhaarssofa, ihr Besen war durch die Luft geflogen, und ihre Haarnadeln lagen verstreut auf dem Fußboden.

Seine Heftigkeit und Aggressivität nahmen nun eine andere Richtung. Im Waisenhaus hatte er gegen die Welt gekämpft; nun warf er sich für Martha Hodge in den Kampf, sobald sich jemand etwas gegen sie herausnahm. Als sie ihm erklärte, daß treten, beißen und die Arme verdrehen nicht das geeignete Mittel sei, um schlecht erzogene Kinder eines Besseren zu belehren,

brachte er sich das Boxen bei. Martha verarztete die blutigen Nasen seiner Opfer und wünschte, sie hätte den Mund gehalten. Es konnte auch nie festgestellt werden, ob die seit langem verwitwete und immer noch attraktive Martha gewollt oder nicht gewollt hätte, daß sie der Fischhändler küßte, wenn er mit frischen Heringen die Gasse heraufkam; denn sobald er die Arme um Marthas Taille legte, kam Guy aus dem Kohlenschuppen geschossen, stürzte wie ein Rammbock auf den armen Mann zu und streckte ihn nieder.

Die Schule, die Martha herbeigesehnt hatte wie ein erschöpfter Hirsch das Dickicht, brachte kaum Erleichterung, denn obwohl Guy mit Schwielen am Allerwertesten heimkam, die vom Stock des Lehrers herrührten, reichte seine Energie immer noch für mehrere Stunden Chaos, bis es Zeit war, ins Bett zu gehen. Trotzdem kam aus dem kleinen roten Backsteinbau zwischen Schlachthof und Leimsiederei die Erlösung. Zwei Jahre nach Guys Einzug in Marthas Haus wurde sie gebeten, zum Schuldirektor zu kommen.

»Er ist ein Teufel, Mrs. Hodge. Ein regelrechter Satansbraten«, sagte Mr. Forster und begann aufzuzählen, was sich Guy Farne während seiner kurzen Zeit an der Titley Street Board School so alles geleistet hatte. »Aber ...«

Bei diesem »Aber« hob Martha den Kopf, und nun wurde ihr mitgeteilt, daß ihr Pflegekind über eine bemerkenswerte Auffassungsgabe verfügte, kurz gesagt, über mehr Hirn als jedes andere Kind, das in den letzten zwanzig Jahren durch Mr. Forsters Hände gegangen war. Mr. Forster war der Meinung, Guy könnte ein Begabtenstipendium für die Lateinschule gewinnen.

Zu Hause brach Martha in Tränen aus. Guy war enttäuscht, daß sie nur ein langweiliges Stipendium von ihm wollte, wo er viel lieber eine Armee aufgestellt oder eine Flotte gebaut hätte, aber er nahm an dem Wettbewerb teil.

Als er sein Stipendium erhielt, gab es ein Straßenfest, und

Guy, der jetzt stolz einen schwarzen Blazer mit einem Turm auf der linken Brusttasche trug, ging nun auf die Königlich Englische Lateinschule. Seine Leidenschaften waren die naturwissenschaftlichen Fächer, aber er hatte auch ein Ohr für Sprachen und für Musik. Er prügelte sich noch immer bei der geringsten Provokation, aber jetzt gab es auch normale sportliche Aktivitäten, die seine Energie kanalisiert. Und obwohl er zu argwöhnisch war, um von sich aus Freunde zu gewinnen, fanden mit der Zeit andere in ihm einen Freund.

Das Stipendium für Cambridge war für niemand eine Überraschung, ausgenommen für ihn selbst. Er studierte Naturwissenschaften, und Martha bereitete sich darauf vor, ihn klaglos aus ihrem Leben gehen zu lassen, so wie sie sich während der Jahre seiner Kindheit auf das mögliche Auftauchen seiner unbekanntem Eltern eingestellt hatte.

Diese Vorbereitungen waren jedoch unnötig, denn es sollte sich nie jemand melden, der behauptete, mit Guy verwandt zu sein, und Guy machte keinerlei Anstalten, seiner Pflegemutter den Rücken zu kehren. In den großen Ferien arbeitete er, um etwas für Kleidung und Extras hinzuzuverdienen, aber an Weihnachten und Ostern kam er nach Haus, und wenn der Zug über die Tyne-Brücke rollte, schlüpfte er mühelos in seinen alten Byker-Dialekt und Habitus, so wie man einen anderen Mantel anzieht. Mit neunzehn war Guy Farne immer noch ziemlich klein, und er schleppte seine Kraft und Kompaktheit mit sich herum, als wären seine Muskeln aus Eisen. Sein dunkles Kraushaar, die abstehenden Ohren, die ihm Martha vergeblich mit Heftpflaster am Kopf befestigt hatte, und seine hohen Wangenknochen gaben ihm das koboldhafte »ausländische« Aussehen, das man im Waisenhaus auf die Litauer zurückgeführt hatte. Sein breiter Mund und das kräftige Kinn ließen dagegen auf eine einheimische Herkunft schließen. Während jener Jahre in Cambridge, als er sich beim Studium und im Sport bewährte und Freunde fand, waren seine Augen

selten ohne den blauen Widerschein, der sein seelisches Wohlbefinden anzeigte. Nur mit den Frauen ließ er sich Zeit, obwohl oder gerade weil seine sexuelle Kraft außer Zweifel stand.

Er machte ein erstklassiges Examen und ging an die Universität Wien, wo man 1911 konkurrenzlos an der Leitung von Metall-Ionen durch Wasser arbeitete. Martha Hodge erfuhr nie, was in jenem Jahr passierte, als er voller Selbstvertrauen nach Wien gegangen und grünäugig und schweigsam zurückgekehrt war mit der einzigen Erklärung, die Universitätslaufbahn interessiere ihn nicht mehr. Er war offensichtlich tief verletzt, und daß eine Frau dahintersteckte, war nicht schwer zu erraten. Martha war klug genug, keine Fragen zu stellen, und hörte sich freundlich und aufmerksam an, daß es einzig und allein darauf ankomme, reich zu sein.

Die erste Million ist angeblich am schwersten zu verdienen. Guy machte sie, indem er dem Hause Rothschild (eines der jüngeren Mitglieder hatte er in Wien kennengelernt) einen detaillierten und kühnen Plan für Termingeschäfte mit Optionen auf Versandrechte verkaufte. Der Plan beruhte auf der Vorhersage eines Krieges, der aufgrund eines beinahe erreichten Gleichgewichts der Kräfte in Europa ein langer Krieg sein würde, und wurde dem erstaunten alten Bankier in einem roten Quartheft vorgelegt, das zu einem Familienerbstück werden sollte. Das Risiko war minimal, denn die Prämien an die Reedereien sollten als zinslose und kündbare Darlehen gelten und boten die Möglichkeit, den Chartermarkt für Frachtgut innerhalb von fünf Jahren aufzukaufen.

Nachdem sich Guy den Lohn für seine Arbeit mit der Drohung beschafft hatte, die Einzelheiten des Plans zu veröffentlichen, fuhr er nach Südamerika, wo er ein Vierteljahr lang die abgelegene und mineralreiche Gegend um Minas Gerais erforschte. Innerhalb eines Jahres hatte er der brasilianischen Regierung eine Option auf die Schürfrechte im Ouro-Prêto-



Gebirge abgerungen, indem er als Gegenleistung ausländische Investitionen und den Bau von Straßen und Schulen für die Indianer anbot. Sein Hauptinteresse galt nicht den Gold- und Smaragdorkommen, sondern dem Kobalt, weil er die kaum zu befriedigende Nachfrage in der westlichen Welt nach hochwertigem Stahl voraussah.

Mit diesem Modell, das er in jenen ersten Jahren entwickelte, machte er seinen Erfolg zur Legende. Er nutzte seine wissenschaftliche Ausbildung, um Ereignisse vorauszusehen, hatte den Mut, seinen Ahnungen zu glauben, und den praktischen Unternehmergeist des Mannes vor Ort. Auch später kehrte er immer wieder zu den Bodenschätzen und dem Abenteuer, sie zu gewinnen, zurück.

Als der Krieg ausbrach, besaß er eine *facienda* am Amazonas und war an verschiedenen Unternehmen beteiligt, von Öl bis zu Immobilien und Grundstücken. Er hielt seine Verpflichtung gegenüber den Indianern ein, und 1916 kehrte er nach England zurück. Nachdem er einen Posten im Kriegsministerium abgelehnt hatte, ging er zur berittenen Miliz Northumberland und kämpfte im Ersten Weltkrieg mit schonungslosem persönlichen Einsatz weniger gegen den »Feind« als gegen die Narren, die diesen Krieg angezettelt hatten. Ein Jahr später wurde er mit einem zerschossenen Bein und einem Orden als dienstuntauglich entlassen und gründete eine eigene Investmentgesellschaft. Inzwischen verfügte er über einen persönlichen Mitarbeiterstab, er genoß internationales Ansehen und hatte Büros in einem Dutzend Länder der Welt; aber jedesmal, wenn er Martha Hodge besuchte – einmal, um fließendes Wasser, ein andermal, um elektrischen Strom, dann ein Badezimmer in dem Haus installieren zu lassen, das sie partout nicht aufgeben wollte –, machte diese sich Sorgen um ihn wegen seiner Augenfarbe.

Im Frühling 1922 fuhr er wieder nach Wien.

# 1

Guy kam in ein Land, das durch den Sturz von der Großmacht zum Kleinstaat und durch den wirtschaftlichen Zerfall der Länder der ehemaligen Donaumonarchie völlig andere soziale Strukturen bekommen hatte und sich aufgrund der hohen Reparationsleistungen in einer fast aussichtslosen Lage befand. Aber Wien war immer noch schön. Die Theater spielten, die Konzertsäle waren voll. Die Menschen im gebeutelten Wien tanzten und sangen, und manchmal aßen sie sogar.

Guy bezog eine Suite im Sacher, besorgte eine geeignete Unterkunft für Sekretärin und Chauffeur und frönte eine Woche lang auf seine bekannt verwegene Art seiner Leidenschaft als Unternehmer. Nachdem er einem armenischen Syndikat die Kupferkonzessionen in den Eisenerzer Alpen abgekauft und einen südafrikanischen Großindustriellen im Rennen um die Braunkohlenlager bei Graz geschlagen hatte, meldete er sich sichtlich erfrischt beim Finanzministerium, um sich in die Arbeit zu stürzen, die ihn nach Wien geführt hatte.

Er hatte einen äußerst wichtigen und schwierigen Auftrag übernommen, der jedoch nach außenhin völlig unauffällig bleiben sollte. Österreich bemühte sich um einen Kredit vom Völkerbund, um wirtschaftlich wieder auf die Beine zu kommen. Die britische Regierung, die befürchtete, daß ein permanent geschwächtes Österreich den Anschluß an Deutschland suchen könnte, hatte Guy nach Wien geschickt, um der neuen Republik bei der Vorstellung ihres Anliegens beim Völkerbund zu assistieren. Niemand, der ihn Tag für Tag höflich und geduldig erlebte, wäre auf die Idee gekommen, daß ihn die

schwerfällige Bürokratie und die zeitraubenden gesellschaftlichen Usancen in den großartigen, aber verstaubten Räumen der Hofburg bis aufs Blut reizten.

An einem schönen Samstag nachmittag Ende März fuhr Guy auf Anraten seines jungen Sekretärs David Tremayne ins Burgenland, um sich Schloß Pfaffenstein anzusehen.

Die Lage des Schlosses war atemberaubend schön. Über einem dunkelgrünen See, dessen Wasser sich auch im Hochsommer kaum erwärmte, erhob sich ein am Fuß bewaldeter, durch eine Laune der Natur von oben bis unten gespaltener Felsenturm, der im Osten senkrecht zum ungarischen Tiefland abfiel und im Norden in waldigen Hügeln auslief. An den sanften Hängen der Westseite lagen Weinberge und Obstgärten, und dahinter sah man die verschneiten Gipfel der Alpen.

Auf dem Felsporn errichteten die Franken zur Zeit Karls des Großen eine Burg, aber auch sie waren nicht die ersten, die sich hier niedergelassen hatten. Zweihundert Jahre später, zur Zeit der Kreuzfahrer, erhielt der Bau vier Wehrtürme und eine Zugbrücke über die schwindelerregende Schlucht, und die Pfaffensteiner zogen unter ihrem Banner mit dem Greifen und dem roten Handschuh prächtig gerüstet ins Heilige Land, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen.

Zu der Zeit, als Richard Löwenherz vor seiner Gefangensetzung in Dürnstein hierhergebracht wurde, war Burg Pfaffenstein eine romanische Zitadelle mit einem Versammlungsaal, einer Kapelle und einem Dorf am Fuß des Felsens. In den folgenden Jahrhunderten, als die Tataren in Ungarn einfielen, die Ungarn in Österreich und die Türken in beide Länder vordrangen, gewann Pfaffenstein immer mehr an Ruhm und Bedeutung, und die Besitzer wurden dank Eroberungen und Heirat Grafen, Markgrafen und schließlich Fürsten.

Der Sieg Prinz Eugens über die Truppen von Sultan Mohammed IV. nach der zweiten Belagerung Wiens bedeutete den endgültigen Sieg der Christenheit in Europa. Nun wurden die

Bollwerke und Wehrmauern geschleift und neue Gebäude errichtet, und der kaiserliche Glanz unter den immer mächtigeren Habsburgern spiegelte sich auch im wachsenden Prunk und Pomp von Schloß Pfaffenstein wider. Über den tief in den Felsen gehauenen Verliesen und Folterkammern der einstigen Festung bauten die Fürsten von Pfaffenstein an der Südseite einen Palast, dessen große Saalfenster direkt über dem zum See hin abstürzenden Felsen lagen. Sie sprengten Terrassen in den Fels und versahen die flankierenden Ecktürme mit Erkern und Türmchen. Ein musischer Pfaffenstein ließ ein Theater bauen, ein von Italien begeisterter umgab die Innenhöfe mit Arkaden, einer, der ein Kirchenfürst geworden war, barockisierte zur Ehre Gottes die romanische Kapelle mit viel Stuck und Gold. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts lieferte Schloß Pfaffenstein zahllosen Malern und Dichtern Motiv und Inspiration. Im Baedeker erhielt es drei Sterne.

Zu diesem Schloß fuhr nun Guy Farne in seinem speziell für ihn angefertigten, rosenholzverkleideten Hispano-Suiza an einem Frühlingstag des Jahres 1922 mit der Absicht, es möglicherweise zu kaufen.

Wie alle, die aus Wien kamen, führte auch ihn die Straße am Westufer des Sees entlang, und als der phantastische Komplex vor ihm aufragte, kräuselten sich seine Lippen zu einem anerkennenden Lächeln.

»Ja«, sagte er zu dem jungen Mann neben ihm, »das ist es. Das ist es ganz sicher. Gut gemacht, David.«

Der Sekretär David Tremayne, hinter dessen tadellosem Aussehen und jungenhaftem Wunsch zu gefallen sich ein unermüdlicher Fleiß verbarg, sah seinen Chef erleichtert an. »Ich dachte mir, daß es Ihnen gefallen würde. Ich habe mir noch ein paar andere Projekte angesehen, aber das hier stellt alles in den Schatten.«

»Das spricht eindeutig für Pfaffenstein«, sagte Guy grinsend.

Aber als er den Motor abstellte und aus dem Wagen stieg, hielt er doch kurz die Luft an. Pfaffensteins Rolle als Festung, als Refugium und als Palast war sichtbar in jedem Stein; doch im Spiegel des stillen grünen Sees, mit all den Türmen und Zinnen, wirkte es wie Walhall oder der Venusberg im *Tannhäuser* – das Schloß als Traum.

»Sind Sie sicher, daß es der Besitzer verkaufen will?«

»Absolut sicher, Sir. Es gibt nur noch zwei alte Damen und eine Großnichte in Wien.« David dachte voller Mitleid an die stolzen, verarmten Familien, die ihm verzweifelt ihr Schloß, ihre von Wall und Graben umgebene Burg oder ihr hochherrschaftliches Jagdhaus zum Kauf angeboten hatten.

Guy nickte und musterte die Straße, die am oberen Ende des Sees direkt unter der steilen Felswand verlief und dann in der Schlucht verschwand.

»Dann wollen wir mal sehen, ob wir es ohne Sauerstoffmaske schaffen«, sagte er und stieg wieder ein.

Während Guy den Wagen geschickt durch die haarsträubenden Kurven lenkte, die zur Burg hinaufführten, wunderte sich David erneut über die Anweisungen, die ihm sein Chef gegeben hatte: Finde ein imposantes – wortwörtlich hatte er gesagt, ein »aufgeblasenes« – Schloß, das die Besitzer vermieten oder lieber noch verkaufen wollen.

Nur warum? Das hatte Guy Farne seinem absolut vertrauenswürdigen Sekretär nicht gesagt. Das ganze Unterfangen schien dem Geschmack und den Neigungen von Davids Arbeitgeber zuwiderzulaufen, der zwar mehrfacher Millionär war, aber zum Leidwesen seines Chauffeurs Morgan, seiner Sekretärin Miss Thisbe Purse und auch von ihm, David selbst, einen spartanischen Lebensstil bevorzugte. Farnes Gleichgültigkeit gegenüber Komfort, seine Fähigkeit, ohne Schlaf und Essen auszukommen, sein Abscheu vor Prunk und Protz waren geradezu sprichwörtlich, und er hatte nie einen Hehl daraus gemacht, daß er jene Leute verachtete, die nach dem Krieg

verarmte Familien um ihr letztes Hab und Gut brachten. Sicher, sein Aufenthalt in Österreich würde einige Zeit dauern, und er brauchte so etwas wie eine Basis – aber warum dieses gigantische Schloß? In Brasilien, wo andere reiche Leute wie er sich Paläste kauften, hatte er in einer schlichten, wenn auch sehr schönen *facienda* am Fluß gewohnt; seine einzige Extravaganz war ein Dampfboot gewesen, mit dem er die labyrinthischen Wasserwege des Amazonas erforschte. In London hatte er eine Wohnung im Albany, in Paris eine Mansarde auf der Ile St-Louis, in der – von den sanitären Anlagen einmal abgesehen – jeder arme Maler oder Dichter der Rive Gauche hätte hausen können. Nur für die Dinge, die der Fortbewegung dienten, wie elegante Boote, schnelle Autos und – seine neueste Erwerbung – ein kleiner Doppeldecker, gab er Summen aus, die seinen enormen Reichtum verrieten.

Sie hatten die letzte Haarnadelkurve genommen, die Zugbrücke überquert, passierten die steinernen Greife am Torbogen und hielten in einem großen, stillen Hof.

Zehn Minuten später, nachdem sie einem alten Faktotum in der dunkelrot und flaschengrünen Pfaffensteinlivree durch einen Gang mit Kreuzgewölbe und mehrere großartige, aber mit Tüchern verhängte Räume gefolgt waren, standen sie vor den zwei alten Damen, die jetzt die einzigen Bewohner des Schlosses waren.

Augustine-Maria, Herzogin von Breganza, war über achtzig mit einem Gesicht wie Pergament, das nur aus Adlernase und zwei scharfblickenden grauen Augen zu bestehen schien. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid, an dessen Saum Spinnweben und etwas, das anscheinend ein Stückchen Käse war, klebten, und auf dem schütterten Haar eine Haube aus unbezahlbarer vergilbter Spitze. Die ziemlich arthritischen Hände ruhten auf einem wundervoll geschnitzten Elfenbeinstock.

Ihre Schwägerin Mathilde, die Markgräfin von Attendorf und Untersweg, war etwas jünger und trotz der allgemeinen

Lebensmittelknappheit mollig und rund. Im Gegensatz zur Herzogin, die aufgestanden war, um die Herren zu begrüßen, blieb die Markgräfin sitzen mit einem hechelnden, glotzüngigen und leicht übelriechenden Mops auf dem Schoß, dessen untere Extremitäten in einem Chorrock mit kostbarer Florentiner Goldstickerei steckten.

Zunehmende Armut, der Krieg – Pfaffenstein diente zeitweilig als Lazarett – und nicht zuletzt Alter und Gebrechlichkeit hatten die Damen gezwungen, sich aus immer mehr Räumen zurückzuziehen und im Westturm Zuflucht zu nehmen in einer Art Vorzimmer, das früher die großen Prunkzimmer mit dem Küchentrakt verband.

Die runden Wände waren mit Gobelins behangen, von denen Guy vermutete, daß man sie mehr nach ihrer Zugluft abhaltenden Eigenschaft denn nach künstlerischen Kriterien ausgesucht hatte. Auf den meisten waren Menschen zu sehen, die abgeschlagene Köpfe hielten: Judith den von Holofernes, Salome den von Johannes dem Täufer, St. Hieronymus den eines erlegten Hirschs. Der Meißener Porzellanofen war nicht geheizt, auf den geschnitzten Armlehnen der ausladenden Sessel lag Staub, aber die huldvolle Herablassung der Damen minderte dies alles nicht.

»Willkommen auf Pfaffenstein, Herr Farne. Hoffentlich hatten S' eine angenehme Reise.«

Guy, der sich über die ausgestreckte Hand der Herzogin neigte und schicklich antwortete, hörte mit Vergnügen ihr Schönbrunner Deutsch – ein Dialekt, der den Hochadel mit den Wiener Fiakerkutschern verband. In der Tat hatten beide Damen am kaiserlichen Hof in Schönbrunn gelebt, und im nachhinein erwies sich die Zeit, die sie dort verbrachten, dank der spanischen Etikette, der nicht vorhandenen Abtritte und des selten guten und reichlichen Essens am Hof als ausgezeichnete Vorbereitung für ihr jetziges Leben.

Erfrischungen wurden angeboten und freundlich abgelehnt,

die notwendigen Höflichkeiten waren ausgetauscht, und Guy, der recht gut Deutsch sprach, kam auf den Grund seines Besuchs zu sprechen.

»Sie werden bereits wissen, daß ich Schloß Pfaffenstein gern kaufen würde. Meine Anwälte haben Ihnen mein Angebot genannt.«

Die Herzogin neigte den Kopf. »Es ist ein faires Angebot«, sagte sie, »und wir sind bereit zu verkaufen. Aber wie ich Ihrem Sekretär schon gesagt habe, warten wir mit der endgültigen Entscheidung, bis wir Antwort von der Butzi haben.«

Bei dem Wort »Butzi« schoß der Mops aus seiner goldenen Umhüllung hervor und begann kläffend im Zimmer umherzulaufen. Guy warf seinem Sekretär einen besorgten Blick zu. Wenn der Hund Butzi hieß, konnte die Sache heikel werden.

Doch die Gefahr ging vorüber. Denn Butzi, so erklärten die Damen, war die Großnichte in Wien, genauer gesagt die Fürstin von Pfaffenstein und – weil Butzis Mutter eine Erzherzogin war – von einer ganzen Reihe anderer Orte, und sie war die alleinige und legale Besitzerin des Schlosses mit den dazugehörigen Dörfern, Molkereien, Sägewerken, der Brauerei, einem jetzt stillgelegten Salzbergwerk und 56 627 Hektar Land.

»Denn sehen Sie, als ihr Vater eingezogen wurde, hat er die ausschließlich männliche Erbfolge abschaffen können. Sie können sich denken, was für Scherereien das gab. Am End haben wir sogar unseren armen Vetter Pippi aufsuchen müssen«, sagte die Markgräfin.

»Aber sie ist bestimmt einverstanden. Sie will ja schon lang, daß wir verkaufen. Die Butzi ist halt sehr modern«, sagte die Herzogin. »Und das Geld wird ihr recht gelegen kommen für die Mitgift, denn der Maxi ist arm wie eine Kirchenmaus.«

Die Manie der Österreicher, jeden mit einem Diminutiv oder einem Spitznamen zu versehen, verwirrte Guy immer wieder aufs neue. Nachdem sich der arme Vetter Pippi als Monsignore entpuppt hatte, wurde Guy auch über Maxi alias



Maximilian Ferdinand, Fürst von Spittau und Neusiedl, aufgeklärt, den Butzi zu heiraten gedachte, nachdem es wegen des mörderischen Krieges und der leidigen Revolutionen einfach keinen anderen mehr für sie gab.

»Der Gastini-Bernardibub wär schon recht gewesen«, sagte die Herzogin, die über den Maxi nicht so recht glücklich zu sein schien. »Aber er ist tot. Und ich muß sagen, in Triest haben s' wirklich sehr oft die Cholera.«

»Der Schweini war auch ein netter Bursch«, warf die Markgräfin ein.

»Red keinen Unsinn, Tilda. Die Trautensteins haben nur zwölf Plätze im Wappen.«

»Aber im Gotha sind s' trotzdem ...«

Der folgende Disput wirkte ein wenig überflüssig, weil Schweini – obwohl für die Ulanen geradezu prädestiniert –, bevor er sich mit Ruhm bedecken konnte, in seinem eigenen Jagdrevier von einem Eber durchbohrt worden war. Guy wollte nicht den Anschein erwecken, als wären ihm Butzis Heiratsaussichten gleichgültig, fand es nun aber doch an der Zeit, darauf hinzuweisen, daß er gerne das Schloß besichtigen würde.

Wenn er gehofft hatte, dies in aller Ruhe und nur in Davids Begleitung zu tun, hatte er sich getäuscht. Das Faktotum wurde gerufen, der Mops eingefangen, Schals, Gehstöcke und etliche Schlüsselbünde wurden herbeigeschafft, und dann brach die Expedition auf.

Zehn Minuten später wußte Guy, daß Pfaffenstein innen und außen genau das war, wonach er gesucht hatte. Das Schloß war vernachlässigt, aber doch erst in letzter Zeit. Die drei Monate, die er für eine Restaurierung vorgesehen hatte, könnten reichen. Die riesigen barocken Repräsentationsräume mit der atemberaubend schönen Aussicht auf den See waren ideal für seinen Zweck; die Gästeunterkünfte in der Loggia waren tadellos, und in den Stallungen, Remisen und Dienstbotenwohnungen in den äußeren Höfen konnte er seine Arbeiter

unterbringen. Vor allem das entzückende Theater mit den grünblauen Vorhängen, vergoldeten Logen und Deckenfresken war ein Juwel, das den perfekten Rahmen abgeben würde für das, was seine Pläne besiegeln sollte.

Guy hatte genug gesehen, um sich für das Schloß zu entscheiden, doch den beiden Damen war dies unmöglich zu vermitteln.

»Das hier«, verkündete die Herzogin, während sie die Herren in ein niedriges Gebäude führte, wo vom Boden bis an die Decke Totenköpfe gestapelt lagen, »ist das Beinhaus.«

»Die Schädel rechts sind von den Pesttoten«, erklärte die Markgräfin.

»Und die linken sind die Protestantischen«, fuhr die Herzogin fort, und als ihr einfiel, daß Guy und sein Sekretär wahrscheinlich Anglikaner waren, erwähnte sie nur noch murmelnd, daß es da ein paar Probleme gegeben hatte während des Dreißigjährigen Kriegs.

Vor einem Schädel, der in einer Art Vogelkäfig auf einem Sockel thronte und noch Teile eines mumifizierten Ohrs aufwies, blieben die Damen stehen und berichteten mit besonderem Stolz, daß diesen hier die Butzi, »der kleine Fratz«, gefunden hatte, als sie durch die Verliese zur Südfassade geklettert war.

»Sie glaubt, er war einer von den Türken. Wir haben es nie übers Herz gebracht, ihr das auszureden, obwohl es sehr unwahrscheinlich ist, denn die Türken sind alle an der Ostmauer gepfählt worden.«

»Wahrscheinlich war's ein fahrender Händler, der zu ihrem Urgroßvater wollte.«

»Wegen der Sattelseife«, ergänzte die Markgräfin.

»Wissen S', er ist durch den Haupteingang gekommen. Der Rudi war schon recht impulsiv.«

Sie besichtigten die Kapelle, stiegen über eine weitere Treppe zur Waffenkammer hinauf, wo reihenweise Stein-

schloß- und Perkussionsgewehre in den Schränken standen. Dann folgte das Museum mit den ausgestopften Köpfen von Wölfen und Ebern und dem des letzten Auerochsen, den Kaiser Wilhelm II. im Pfaffensteiner Forst erlegt hatte und zum Dank dafür von der dreijährigen Butzi ins Bein gebissen worden war. Anschließend ging es wieder hinunter, vorbei an dem Brunnen, in den sich im 17. Jahrhundert eine junge Pfaffensteinerin gestürzt hatte, weil sie den Mann, den man für sie ausgesucht hatte, nicht heiraten wollte.

»Als die Butzi klein war, ist sie oft hier gesessen und hat auf einen Frosch gewartet«, fuhr die Herzogin fort. »Sie wollte ihn an die Mauer werfen, damit er sich wie im Märchen in einen schönen Prinzen verwandelt.«

»Und dann ist eines Tages tatsächlich ein Frosch gekommen, und sie hat geweint und geweint. Der Frosch hat ihr besser gefallen als der Prinz im Märchenbuch – sogar besser als der Schweini, obwohl der Schneckerl gehabt hat. Ich sag Ihnen ...«

»Sie hat ihn dann in der Oubliette als Haustier gehalten. So, und hier müssen wir ein bisserl vorsichtig sein«, mahnte die Herzogin, während sie eine mit Eisennägeln beschlagene Tür öffnete, hinter der grün bemooste Stufen ins Dunkle führten. »Die Foltergerätesammlung des dritten Grafen wird Sie bestimmt interessieren. Seit der Inquisition ist hier nichts verändert worden.«

Doch schließlich war man wieder zurück im Turmzimmer der Damen, die Namen der Anwälte und Notare wurden ausgetauscht, Handwerker und Lieferanten genannt, und das Faktotum holte aus dem Weinkeller eine Flasche Margaux Jahrgang '83.

»Und wann sollen wir ausziehen?« fragte die Herzogin wie nebenbei.

Guy lehnte sich in dem geschnitzten Sessel zurück, und nachdem ihm die Damen erlaubt hatten zu rauchen, wählte er

eine Monte Christo, rollte sie zwischen den schlanken Fingern und führte mit viel Bedacht all die Verrichtungen aus, die dem Anzünden einer Zigarre vorausgehen.

»Es ist nicht nötig, daß Sie jetzt schon ausziehen – es sei denn, Sie möchten es«, sagte er. »Tatsächlich ist es so, daß ich mit dem Kaufangebot für Pfaffenstein auch Ihre Mithilfe erwirken möchte.«

Die Damen, deren kleines, erleichtertes Aufseufzen ihm nicht entgangen war, sahen ihn fragend an. »Woran denken Sie, Herr Farne? Doch nicht an Touristen? Ich fürchte, das könnten wir nicht unterstützen.«

»Nein, nein«, sagte Guy beruhigend. »Nichts in dieser Art. Ich habe vor, hier eine Einladung zu geben. Sie soll eine Woche dauern. Es wird einen Ball geben, ein Bankett, vielleicht eine Regatta auf dem See. Zum Abschluß eine Theatervorstellung. Und Sie sollen die Gäste aussuchen.«

»Wir?« rief die Herzogin.

Guy neigte den Kopf. »Ich möchte nur, daß die Gäste aus Ihrem Bekanntenkreis sind.«

»Sie möchten für unsere Freunde ein Bankett und einen Ball geben?« sagte die Markgräfin verblüfft.

»Und sie eine Woche lang unterhalten«, wiederholte Guy. »Ich selbst werde nur einen Gast mitbringen – eine Dame.«

Guys Stimme klang völlig nüchtern, aber David beugte sich plötzlich nach vorn. Das also war es, dachte er, und gleichzeitig überkam ihn ein unerklärliches Unbehagen.

»Eine Dame«, fuhr Guy fort, »die ich heiraten möchte.« Und als Antwort auf Davids verwirrten und leicht gekränkten Blick fügte er hinzu: »Sie ist die Witwe eines im Krieg verwundeten Offiziers, und ihre Trauerzeit endet erst im Juni. Deshalb kam eine offizielle Verlobung noch nicht in Frage.« David sah, wie sich Guys Augenfarbe vor Freude und Glück veränderte. »Ich habe sie vor Jahren in Wien kennengelernt.«

»Ist sie eine Österreicherin?«

»Nein, Engländerin«, antwortete Guy, »aber sie liebt Ihr Land. Ich sollte vielleicht hinzufügen, daß ich ein Findelkind war und in einer so verrufenen Gegend gefunden wurde, daß sich ein Versuch meinerseits, Eingang in die vornehme Gesellschaft zu finden, von vornherein erübrigen würde. Ich habe auch keinerlei Ambitionen in dieser Richtung. Mrs. Hurlingham legt jedoch Wert darauf. Ihre Tante«, fügte Guy erklärend hinzu, »ist eine ›Honorable‹.«

Die Herzogin und die Markgräfin sahen sich an. »Das ist kein sehr hoher Adelsrang, Herr Farne«, sagte die Herzogin.

»Trotzdem möchte Mrs. Hurlingham verständlicherweise ihren Platz in der Gesellschaft haben. Und ich«, fuhr Guy plötzlich mit rauher Stimme fort, »möchte nicht, daß sie darunter leidet, mit einem Mann verheiratet zu sein, der nicht nur niedriger, sondern gar keiner Herkunft ist.«

»Das wird schwierig«, stellte die Herzogin fest.

»Sie ist nicht vielleicht eine Howard? Oder eine Percy – die Tante, meine ich?« erkundigte sich die eher optimistische Markgräfin.

»Ich glaube nicht.«

»Oje.« Die Herzogin war bestürzt. Da sie wußte, wie es in der Welt zugeht, wußte sie auch, daß der attraktive Herr Farne mit seinem Reichtum und seiner offensichtlichen Gleichgültigkeit gegenüber dem, was andere von ihm dachten, weitaus größere Chancen hatte, akzeptiert zu werden, als eine Verlobte mit Ambitionen. »Sehen Sie, unsere Freunde sind recht eigen. Der Fürst Monteforelli zum Beispiel ...«

Guy amüsierte sich im stillen über diese alten Damen, deren Snobismus nicht gelitten hatte, obwohl sich ihr Land jetzt auf der Karte wie eine abgetrennte, verkleinerte Bauchspeicheldrüse ausnahm und die höfischen Zeiten ein für allemal vorbei waren; aber er fand auch, daß es jetzt Zeit war, ihnen seine Haltung klarzumachen. Also lehnte er sich bequem zurück, streifte vorsichtig einen Teil der duftenden Zigarrenasche an

dem Louis-Quatorze-Spucknapf ab, den man ihm als Aschenbecher hingestellt hatte, und sagte seelenruhig, daß er, wenn sich die Damen außerstande sähen, Mrs. Hurlingham in den europäischen Hochadel einzuführen, leider sein Kaufangebot zurückziehen würde.

Nun zogen sich die Damen zur Beratung hinter einen Wandschirm zurück. Sie flüsterten miteinander, aber weil sie ziemlich taub waren, konnten alle übrigen im Raum mühelos hören, was sie sagten. Sie wollten Butzi auf keinen Fall um ihre Mitgift bringen, und das angekündigte »Bankett« zerstreute rasch ihre Sorge, die Freunde könnten es als Zumutung empfinden, eine Dame vorgestellt zu bekommen, deren Tante, obwohl eine Ehrenwerte, mit den großen englischen Adelsfamilien nicht verwandt war.

»Also gut, Herr Farne«, sagte die Herzogin schließlich mit einem Seufzer. »Wir werden Ihre Bekannte bei uns einführen.«

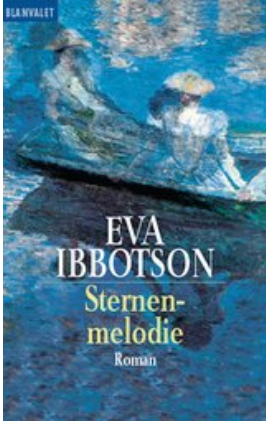
»Schön«, sagte Guy. »Sie werden in ein paar Tagen von meinen Anwälten hören. Bis dahin werden Sie sicher mit Ihrer Großnichte gesprochen haben. Danach werde ich die Handwerker schicken. Mr. Tremayne hier«, fuhr er mit einem Lächeln an David gewandt fort, »wird sich um alles kümmern. Mein Name soll bei dem Geschäft nicht genannt werden. Die Verträge werden auf den Namen einer meiner Firmen ausgestellt. Es wäre mir lieb, wenn auch die einheimische Bevölkerung nicht erfahren würde, daß ich der neue Besitzer bin, solange nicht alles komplett ist. Ich schlage den 18. Juni für den Empfang und den Eröffnungsballett vor.«

»Einverstanden, Herr Farne.«

»Und noch etwas. Ich möchte ein Opernensemble engagieren. Können Sie mir eines empfehlen?«

Soviel Anmaßung beeindruckte sogar die Damen von Schloß Pfaffenstein.

»Es gibt da angeblich eine recht gute Truppe in der Leopoldstadt. Die Butzi hat oft davon gesprochen.«



Eva Ibbotson

**Sternmelodie**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-35158-9

Blanvalet

Erscheinungstermin: Oktober 2000

Von der Autorin des Bestsellers „Die Morgengabe“. Er war einst ein Findelkind, im Hafenviertel von Newcastle ausgesetzt. Sie ist die Tochter einer alten österreichischen Adelsfamilie. Niemand würde je glauben, dass sich Tessas und Guys Pfade kreuzen oder gar verbinden könnten. Doch Tessa fühlt sich fremd in ihrem Prinzessinnendasein, verlässt die Familie und führt ein ganz und gar unstandesgemäßes, aber glückliches Leben hinter der Bühne des Wiener Opernhauses. Bis ihre Großtanten ihr Erbe, das prächtige alte Familienschloss, an einen mysteriösen, reichen Engländer verkaufen ...